

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins =
Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes
suisses**

Band (Jahr): **51 (1963)**

Heft 8

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

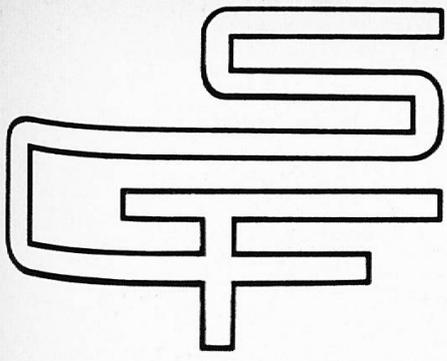
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>



Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses



Begegnung auf einer Ferienwanderung

Photo Gertrud Furrer, Bern

Bern, 20. August 1963

51. Jahrgang Nr. 8



Gönnen Sie sich eine heilende
Solbad-Kur im gepflegten

HOTEL
SCHÜTZEN
SOLBAD
RHEINFELDEN

Besitzer: Familie Kottmann
Telefon 061 87 50 04

Eigenes, gedecktes **SOLE - SCHWIMMBAD**

GUTSCHEIN Fr. 2.—

Bei Einsendung dieses Gutscheines erhalten Sie eine Flasche **VITABELLE SONNENSCHUTZ-ÖL** zu Fr. 4.50. Es bräunt die Haut auf natürliche Art und wirkt bis 6 Stunden insektenabwehrend. Ergänzt den Fettmantel der Haut nach dem Baden in biologischer Weise. Preis Fr. 6.50 mit Gutschein Fr. 4.50, einsenden an: **BIOKRAFT-VERSAND**, Oberwil BL

Name:

Adresse:



Grobgewebe

für Ihre Wohnung

Aus Jute: preiswert, gezwirnt

aus Leinen: garantiert licht- und kochecht

Quellennachweis

ZIHLER AG, BERN

Haushaltungsschule und Hauspflegerinnenschule

der Sektion Bern des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins, Fischerweg 3, Bern

5monatiger Kurs

für interne Schülerinnen **Beginn: 1. November 1963, 1. Mai 1964**

Dieser Kurs vermittelt jungen Töchtern gründliche Kenntnisse in allen hauswirtschaftlichen Gebieten und bereitet sie durch die gemeinschaftliche Arbeit in einem durchgehenden Betrieb auf den vielseitigen und verantwortungsvollen Beruf der Hausfrau vor.

Auch dient der Kurs als Vorbildung für eine Anzahl von Frauenberufen, wie Säuglings- und Krankenschwester, Heimleiterin, Fürsorgerin usw.

Tageskochkurse

für die feine Küche Dauer 6 Wochen, je vormittags 8.30 Uhr

Beginn: 23. September, 4. November 1963

Hauspflegerinnenkurse

Beginn: 1. Oktober 1963 Dauer ein Jahr Mindestalter 23 Jahre

Beginn: 1. Februar 1964 Dauer 1 1/2 Jahre Mindestalter 19 Jahre

Auskunft und Prospekte durch die Schulleitung. Telefon (031) 22440

Redaktion

Frau M. Humbert, Gunten, Telefon (033) 734 09
(Manuskripte an diese Adresse)
Frau Dr. H. Krneta-Hagenbach, Hallwylstr. 40,
Bern, Telefon (031) 279 69

Abonnemente, Inserate und Druck:
Büchler + Co AG, Seftigenstrasse 310
Wabern-Bern, Telefon (031) 54 11 11
Postscheck III 286

Jahresabonnement: Mitglieder Fr. 3.80;
Nichtmitglieder Fr. 4.80

Die Zeitschrift erscheint monatlich. Nachdruck
des Inhaltes unter Quellenangabe gestattet

Postscheck des Schweizerischen Gemeinnützigen
Frauenvereins Va 174 Solothurn

Postscheck der Adoptivkinder-Versorgung
VIII 24 270 Zürich

Aus dem Inhalt:

Das Bild der Frau in der Dichtung. . . 153
Zum Gedenken an Dr. Ida Somazzi. . . 168

Das Bild der Frau in der Dichtung

*Vortrag von Rektor Dr. F. Schaufelberger, Baden, gehalten an der Jahresversammlung 1963
des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins*

Ein Jubiläum, das 75jährige Bestehen Ihrer Vereinigung, hat Sie veranlasst, Ihre diesjährige Tagung in den Kanton zu verlegen, in dem im Jahre 1888 der Schweizerische Gemeinnützige Frauenverein ins Leben getreten ist. Aus diesem Anlass hat Ihre Zentralpräsidentin, Frau Humbert, mich gebeten, zu Ihnen zu sprechen. Ich habe diesen Auftrag gern, aber nicht ohne Zögern angenommen. Gern zunächst, denn er versetzt mich in die schöne Lage des Gratulanten, der Sie zu der langen Lebensdauer Ihres dankenswerten Werkes beglückwünschen darf. Aber dieser Freude steht eine nicht geringe Befangenheit gegenüber. Denn was sollte ich, ein Aussenstehender, der Ihrem Kreise nicht angehört, ein Mann noch dazu, Ihnen zu Ihrem Fest zu sagen haben? Erlauben Sie mir daher, dass nicht eigentlich ich zu Ihnen spreche, sondern dass ich mich damit begnüge, den stummen Worten anderer, Berufenerer, Stimme zu leihen: den Worten der Dichtung. Die Frau im Spiegel der Literatur, der Literatur jener Epoche, die sich mit den Lebensjahren Ihrer Vereinigung deckt, das – schien mir – könnte ein Gegenstand sein, der diesem Feste angemessen wäre, das nach dem Vorspruch Ihrer Präsidentin ein Marschhalt auf Ihrem Wege, einen Augenblick der Besinnung darstellen soll, der zu Rückblick und Ausblick einlädt.

I.

Beginnen wir mit einem Rückblick auf die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, das Gründungsjahrzehnt Ihrer Vereinigung. In den Bildern aus ihrem Leben, die Sophie Hämmerli-Marti unter dem Titel «Mis Aargäu» zusammengestellt hat, findet sich eine Reihe von Schilderungen aus dieser Zeit; ich denke besonders an das

Kapitel «D Jumpfer Lehreri», in dem sie von ihrer Tätigkeit als frischgebackene Lehrgotte im benachbarten Oetlikon erzählt. Da ist zunächst die unvergessliche Schilderung der Badener Lehrerkonferenz, in der sich ein Stück Zeitgeschichte niedergeschlagen hat. Sie werden sich erinnern: Der Beginn des Abschnitts ist ganz abgestimmt auf das lurchenhaft jubelnde Lebensgefühl, das sie an diesem frühen Sommertag auf dem Wege nach Baden erfüllt; glücklich und erwartungsfroh – wie ihre Generation ins Leben – tritt sie in den Konferenzsaal. Der erste Dämpfer bleibt nicht aus: statt Schwung und Begeisterung langfädige Diskussionsbeiträge, langweiliges Geklöhn. Was ihr aber vor Enttäuschung und Entrüstung das Blut in den Kopf treibt, das ist der für diese Zeit so charakteristische Umstand, dass die kleine Schar der Lehrerinnen bei der folgenden Abstimmung ganz einfach übergangen wird. In dieser – vergleichsweise harmlosen – Form trat Sophie Hämmerli-Marti in der Mitte der achtziger Jahre die Frauenfrage entgegen.

Ähnlich harmlos wie der Anlass und für ihr Temperament ebenso bezeichnend wie für die schweizerischen Verhältnisse ist nun auch die Lösung, auf die sie bei dieser Gelegenheit kommt. Sie reisst ein Blatt aus ihrem Kalender, entwirft mit der ihr eigenen Leichtigkeit eine Reihe von Strophen, die das Ereignis humorvoll kommentieren, und reicht dann dieses Blatt den Herren der Schöpfung hinüber. Ein Sturm der Entrüstung ist die Folge, über den wir heute nur noch den Kopf schütteln. Denn was war der Anlass dazu? Hören wir die pointiertesten Verse:

Und wird zuletzt dann abgestimmt,
Und freust du dich, du schönes Kind,
Dass endlich deine Stunde schlägt,
Und jeder nun den Kopf bewegt
Nach Händchen rund und Augen licht:
Pah, Frauenzimmer – zählen nicht.

So etwas war offenbar in den bewegten achtziger Jahren ein Grund, beim Vorstand des Lehrervereins auf Ehrverletzung zu klagen. Zur Ehre des Konferenzpräsidenten sei allerdings gesagt, dass dieser den beantragten Verweis in einen Auftrag verwandelte: an der nächsten Jahresversammlung hatte Sophie Hämmerli-Marti den Vortrag zu halten, und sie tat das derart geschickt, dass die entzweiten Geister wieder versöhnt waren. «Und so», schliesst sie, «isch d Frauefrog glöst worde z Bade im alte Schuelhus, lang lang eb mer si so grüsli derfür het müesse is Züg legge.»

Dass allerdings damals andere Geister auch andere Lösungen anstrebten, ist demselben Kapitel zu entnehmen. Da ist die Rede von einem jungen Frank Wedekind und seinem Studienkameraden Karl Henkell, die auf dem Wege zur Zürcher Universität bei ihr einkehrten und sie für ihren geplanten Weltverbesserungsverein gewinnen wollten. Ohne Erfolg allerdings; denn was ihr am Herzen lag, das war nicht die von den jugendlichen Feuerköpfen angestrebte Errichtung einer neuen Weltordnung, sondern die bescheidenere, aber handgreifliche Aufgabe in der Schulstube von Oetlikon. Zwar war sie aufgeschlossen genug, um an den lebhaften Diskussionen teilzunehmen, die der Sturmwind der russischen und skandinavischen Literatur damals in ganz Europa entfachte. Die Werke von Tolstoi, Turgenjew und Ibsen hatte auch sie gelesen. Und mit einem dieser Werke, mit Ibsens «Nora», wollen wir uns

hier ein wenig näher beschäftigen. Kein Werk hat wohl so stark auf die Frauenbewegung der achtziger Jahre gewirkt wie dieses Schauspiel von der problematischen, unverständenen Frau. Es trug die Diskussion aus dem verhältnismässig abgeschirmten Bereich der theoretischen Erörterung auf die Bühne, und von dort her strahlte sie in das allgemeine Gespräch aus. An der Gestalt der Nora entschieden sich die Geister.

«Di arm, verhüderet Nora», nennt sie Sophie Hämmerli-Marti, halb mitleidig, halb ironisch. Sie unterscheidet sich von den geläufigen Frauengestalten auf der Bühne, weil sie auf den ersten Blick – obwohl verheiratet und Mutter dreier Kinder – selbst noch wie ein Kind wirkt. Kindlich im besten Sinne ist, wie sie im Spiel mit ihren Kindern auflebt, ist ihr Bedürfnis, die Menschen um sich her froh und aufgeräumt zu sehen, ist schliesslich auch ihre Freude an Verkleidung und Verwandlung; weniger einnehmend wirkt ihre Naschhaftigkeit, ihre Sorglosigkeit im Umgang mit Geld und vor allem ihre Unbedenklichkeit, wenn es gilt, Ausreden zu erfinden, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen. Aber ihr ganzes Wesen strahlt doch Freude und Zufriedenheit aus; und weil sie glücklich wirkt, macht sie auch ihren Mann, Robert Helmer, und ihre Kinder glücklich.

Aber hinter dieser Fassade von Munterkeit und Lustigkeit, die etwas oberflächlich wirkt, verbirgt sich ein Dunkles, das im Laufe des Stückes allmählich ans Licht gezogen wird. Nora hat eine Schuld auf sich geladen, die nun über sie hereinzubrechen und ihr kindliches Glück zu zerstören droht. Um nämlich das Geld für einen unumgänglichen Erholungsaufenthalt ihres Mannes zu beschaffen, hat sie eine Bürgschaftserklärung gefälscht; das kompromittierende Papier ist in die Hände eines Winkeladvokaten geraten, der sie nun mit der Drohung, ihr häusliches Glück und darüber hinaus ihre bürgerliche Existenz zu vernichten, unter Druck setzt. Schritt für Schritt wird sie in die Enge getrieben. Sie weiss, wie empfindlich ihr Mann über diesen Punkt denkt, und darum setzt sie alles daran, damit er nichts erfährt: sie spielt ihm eine kindliche Sorglosigkeit vor, die sie weit davon entfernt ist zu empfinden, sie beruhigt ihn mit tausend Ausflüchten und Ausreden, sie zögert aber auch nicht, als kokette Frau, die sich ihrer Wirkung auf Männer bewusst ist, ihre Anziehungskraft in die Waagschale zu werfen. Mit dem Mute der Verzweiflung spielt sie ihre Kinderrolle.

Aber alle diese Bemühungen, die in ihrer erzwungenen Lustigkeit um so entsetzlicher wirken, fruchten nichts. Robert Helmer erfährt von ihrem Betrug; und da er seine mühsam errungene gesellschaftliche Position aufs Spiel gesetzt sieht, überschüttet er sie mit Vorwürfen. Er wirft ihr Hinterhältigkeit vor, Heuchelei, nennt sie eine Verbrecherin. Aber er hat kein einziges Wort dafür, dass sie die Tat um seinetwillen begangen hat, aus Liebe zu ihm. Er sagt sich innerlich von ihr los, behält sie zwar, um den Skandal zu vermeiden, in seinem Hause, entzieht ihr aber die Erziehung der Kinder.

In diesem Augenblick erhält Robert Helmer einen Brief, der ihm die belastenden Dokumente ausliefert. Mit einem Schlage ist er, nachdem die Bedrohung seiner gesellschaftlichen Stellung abgewehrt ist, wie verwandelt: er überschüttet Nora mit Zärtlichkeiten, möchte das Ganze für ungeschehen ansehen und ist bereit, ihr grossmütig zu verzeihen.

Aber damit kommt er zu spät. Noras Enttäuschung über ihren Mann sitzt zu tief. Sie hatte auf ein Wunder gehofft, das Wunder nämlich, dass ihr Mann sie aus ihren Beweggründen heraus verstehen würde. Die Enttäuschung darüber, dass dieses Wunder ausbleibt, ist so gründlich, dass ihre Liebe darüber zugrunde geht. Sie legt ihr Maskenkleid ab – Sinnbild ihrer vorgetäuschten Kindlichkeit – und verlässt Mann und Kinder.

In ihrem letzten Wortwechsel mit ihrem Mann, der «Abrechnung», fallen die Worte, die ihre Handlungsweise rechtfertigen sollen: «Unser Heim», sagt sie da, «war nichts anderes als eine Spielstube. Hier war ich dein Puppenweibchen, gerade wie zu Hause Pappas Puppenkind. Und die Kinder, die waren wieder meine Puppen. Ich war recht vergnügt, wenn du mit mir spieltest, gerade wie die Kinder vergnügt waren, wenn ich mit ihnen spielte. Das war unsere Ehe, Robert.» Und sie fügt an einem anderen Ort hinzu: «Aber du wolltest es ja so haben. Du und Papa, ihr habt euch schwer an mir versündigt. Ihr seid schuld, dass nichts aus mir geworden ist.»

«Ihr seid schuld, dass aus uns nichts geworden ist!» diese Anklage wurde für einen Teil der Frauen und der Frauenbewegung der achtziger Jahre zum Schlachtruf. Die Frau fühlte sich aus der Welt des Mannes ausgeschlossen; ausgeschlossen durch ihre Erziehung, die sie absichtlich in ihrer Unmündigkeit festhielt, damit sie ihre Puppenrolle als amüsantes, attraktives Spielzeug des Mannes spielen lernte; ausgeschlossen durch ihre Wirksamkeit im häuslichen Kreis von der an Bedeutung so ungewöhnlich zunehmenden Arbeitswelt des Mannes in seinen Berufen, auf die sie nicht vorbereitet war; ausgeschlossen schliesslich auch durch ihre rechtliche Stellung, die ihr in den Entscheidungen über die Ordnung des gesellschaftlichen Lebens eine bloss Zuschauerrolle anwies. Mit einem Wort: sie fühlte sich von dem grossen, ernstesten Leben ausgeschlossen; und von ihm forderte sie nun auch einen Teil.

Sie forderte ihn letzten Endes, damit sich ihr Wesen – nicht mehr eingezwängt in die Puppenrolle ewiger Unmündigkeit – ihrer Natur gemäss entfalten könnte. Und daraus erwuchs die grosse, bis heute noch unentschiedene Frage, ob diese wesensgemässe Entfaltung der Frau dadurch gefördert werden könnte, dass sie die Forderung auf Gleichberechtigung, auf Teilhaben an der Welt des Mannes – einer männlichen Welt also – erhob. Ibsen hatte diese Frage bejaht; ein Teil der Frauen scharte sich um ihn. Sophie Hämmerli-Marti war, wie wir gesehen haben, nicht unter ihnen.

Ein netter Zufall will es nun, dass sie um ein Haar mit dem Schriftsteller zusammengetroffen wäre, den man mit Grund als den erbittertsten Gegner Ibsens in dieser Auseinandersetzung bezeichnen kann: mit dem Schweden August Strindberg.

II.

Das kam so. Im Mai des Jahres 1886 hatte Strindberg, der drei Jahre zuvor seinem Vaterland den Rücken gekehrt hatte und sich auf einer ruhelosen Flucht durch die Länder Europas befand, mit seiner Frau, mit der er seit neun Jahren verheiratet war, und seinen drei Kindern im «Rössli» in Othmarsingen für einige Monate eine Zufluchtsstätte gefunden. Er war damals 39 Jahre alt, als Schriftsteller in Schweden zugleich berühmt und berüchtigt, als führender Kopf der modernen Dichtung in Schweden gefeiert, zugleich aber als fanatischer Wahrheitssucher, dessen Kritik auch liebgewordene Illusionen nicht schonte, heftigsten Angriffen – so einem Prozess

wegen Gotteslästerung – ausgesetzt. Zu diesen Angriffen gesellten sich in der Zeit äussere Schwierigkeiten: seine finanziellen Verhältnisse lagen völlig im argen, obwohl er wie ein Besessener arbeitete, um seine Familie zu erhalten. Die Überanstrengung steigerte seine nervöse Reizbarkeit ins Unerträgliche. Und darunter hatte nicht zuletzt auch seine Ehe zu leiden.

Die wenigen glücklichen Monate in Othmarsingen gleichen der Windstille, die im Zentrum eines Orkans herrscht. In überschwänglichen Worten preist Strindberg das «liebliche Land des Aargaus», das «gelobte Land», wie er es nennt, sein Arkadien. Die Landschaft kommt seinem empfänglichen Sinn entgegen; die frohen, gesunden Menschen, deren Tun und Lassen er in Arbeit und Ruhe beobachtet, beruhigen sein aufgeregtes Gemüt. Besonders aber ist es die Abwesenheit sozialer Schranken, die Ausgeglichenheit der Stände, die den Schweden sympathisch berühren, der aus einer ständisch scharf gegliederten Gesellschaft kommt, in der die Grenzen zwischen Adel, Bürgertum und Arbeiterschaft nur schwer zu übersteigen sind. So stellt er verwundert fest, dass sich abends in dem Gasthof, wo er wohnt, Posthalter und Fabrikant, Lehrer und Oberst, Müller und Stallknecht einträchtig um den langen Tisch zusammenfinden und miteinander unterhalten. Unter dem Obersten aber haben wir uns niemand anders vorzustellen als Sophie Hämmerli-Martis Vater, der Strindberg ein wenig kennengelernt hatte, wenn er ihn in seinem Mietwagen in die Stadt bringen musste. Dieses Wenige aber scheint genügt zu haben, um den strengen, konservativ gesinnten Vater Einspruch erheben zu lassen dagegen, dass seine Tochter den Sommer über Strindbergs Kinder unterrichtete. Er traute dem fremden Komödienschreiber nicht über den Weg, hielt ihn für einen Revoluzzer, gar einen Nihilisten. Der Umgang mit ihm schien ihm für seine Tochter doch zu gefährlich. Vielleicht hatte er damit nicht einmal so Unrecht.

III.

Jedenfalls hätte sich der Othmarsinger Oberst Marti in seinem Verdacht gründlich bestätigt gesehen, wenn er den Gesprächen hätte zuhören können, die August Strindberg droben auf Schloss Brunegg mit dem befreundeten Verner von Heidenstam führte.

Zwei grosse Fragen wurden darin erörtert, dieselben aufwühlenden Fragen, die das Jahrzehnt in ihren Bann geschlagen hatten: die Frauenfrage, die wir schon von Ibsen her kennen; und – das ist das Neue, Unterscheidende – in eins damit und von ihr unlösbar die Arbeiterfrage. In diesen beiden Fragen zusammengenommen konzentrierte sich für Strindberg die Suche nach einer neuen gesellschaftlichen Ordnung, die gerechter sein sollte als die bisherige, indem sie – das ist entscheidend – den beiden bisherigen Stiefkindern, dem Proletarier und der Frau, zum besseren Gedeihen des Ganzen ihre ihnen bisher vorenthaltenen Rechte zubilligte.

Weil Strindberg die Verknüpfung dieser beiden Fragen sah, ist seine Einstellung zu Sozialismus und Emanzipation weniger eindeutig, zwiespältiger, aber für uns, die wir diese Dinge aus klärendem Abstand betrachten können, auch aufschlussreicher. Zwei Mächte lagen in seinem Inneren miteinander in unaufhörlichem Kampfe: aristokratischer Individualismus vom Vater her, der aus einer alten Beamten- und Kauf-

mannsfamilie stammte, einen starken Willen besass und trotz wirtschaftlichen Rückschlägen nicht zu den Missvergnügten überging; die Mutter dagegen, Tochter eines verarmten Schneidermeisters, war von ihrem Stiefvater als Magd verdingt worden; ihren Mann, zu dem sie wegen seiner Herkunft emporblickte, hatte sie als Kellnerin kennengelernt; sie war eine weiche, nachgiebige Natur, «Demokrat aus Instinkt». Von ihr hatte Strindberg die Empfindlichkeit für jede Art von Druck geerbt, die für sein Leben bestimmend werden sollte.

Sinn für Gerechtigkeit, Mitleid mit Leidenden und Unterdrückten, das ist denn auch die eine Seite seines Wesens, die ihn bei der Beschäftigung mit Fragen der Umgestaltung der Gesellschaft lenkt. Das erklärt einen so merkwürdigen Satz wie den folgenden: «Er selber wollte nicht emporsteigen und jemand anders unterdrücken; aber er litt unter dem Druck von oben. Er wollte nicht hinauf, aber er empfand das Bedürfnis, dass es niemand mehr da oben geben sollte.»

So meilenweit ist also Strindberg vom marxistischen Sozialismus, der die Diktatur des Proletariats predigt, entfernt. Das hat seinen tieferen Grund darin, dass sein Durst nach Gerechtigkeit sein Gegengewicht erhält in seinem unzählbaren Bedürfnis nach Freiheit. Den Sozialismus des Staates, der die Produktionsmittel an sich zieht und verwaltet, lehnt er gerade aus diesem Grunde ab: er würde seiner Meinung nach einfach den alten Herrn durch einen neuen ersetzen, die Herrschaft selber aber, der alles Übel entspringt, unangetastet lassen.

Diesem Staatssozialismus setzt Strindberg seinen Privatsozialismus entgegen. Darunter ist nichts anderes zu verstehen als der freie Zusammenschluss von Menschen zu Vereinigungen genossenschaftlichen Charakters. Freie Genossenschaft statt Diktatur des Proletariates, das ist Strindbergs Antwort auf die Arbeiterfrage. Man sollte meinen, bis zu diesem Punkte hätte Oberst Marti, der doch wohl ein senkrechter Eidgenosse war, sich einverstanden erklären können; und vielleicht hätte er sich sogar gefreut, wenn er in den Brunegger Gesprächen vernommen hätte, dass Strindberg die Schweiz als das Land ansah, das der Verwirklichung des Genossenschaftsgedankens verhältnismässig am nächsten gekommen sei.

Der Genossenschaftsgedanke war jedoch nach Strindberg nicht nur zur Lösung der Arbeiterfrage, sondern noch zu anderem bestimmt. Das Traumbild der Vereinigten Staaten von Europa stand ihm vor der Seele, und im Roten Kreuz wie im Internationalen Gerichtshof sah er erste Ansätze zur Verwirklichung dieses Gedankens, auf den nicht wenige unserer besten Hoffnungen heute gehen. Sogar – und das ist wohl der merkwürdigste und auch der umstrittenste Punkt – die Lösung der Frauenfrage erhoffte er sich von dieser grossen Idee: die Genossenschaft sollte letzten Endes auch die Familie ersetzen und so die Frau wie den Mann gleichermassen frei machen.

IV.

Meine Damen!

Ich glaube, Sie hätten nun wesentlich mehr Grund, über diesen Gedanken Strindbergs zu erschrecken, als vor achtzig Jahren die Badener Lehrer über die Verse der Sophie Hämmerli-Marti. Das natürliche Band der Familie zu ersetzen durch die freie Assoziation, das ist mehr als eine Utopie, das ist – auf den ersten Blick – absurd,

grotesk; das steht in schärfstem Gegensatz zu dem Besten unserer eigenen Überlieferung. Was geht uns diese Absurdität an? Welcher Sinn könnte darin liegen, sich mit ihr zu beschäftigen? Auf diese Fragen bin ich Ihnen eine Antwort schuldig.

Strindbergs Antwort, das ist auch meine Überzeugung, kann für unsere Fragen keine Lösung sein. Aber – das bliebe zu untersuchen –, sind seine Zweifel – Zweifel des ungeliebten Kindes, Zweifel des in der Ehe unglücklichen Mannes –, sind diese Zweifel nicht geeignet, Dinge sichtbar zu machen, die wir aus geringerer Distanz nicht wahrnehmen? Es hat ja schliesslich keinen Sinn, so zu tun, als ob mit unseren Familien alles zum besten bestellt sei; allein die Höhe unserer Scheidungsziffern kann uns vor dieser Illusion bewahren. In einer solchen Situation, meine ich, könnten Strindbergs Zweifel uns helfen, Gefährdungsstellen zu erkennen, nicht zwar um die Institution der Familie niederzureissen, wohl aber um zu ihrer Rettung Vorkehren zu treffen.

Worin besteht nun die Kritik Strindbergs an der Familie?

Die prägende Erfahrung von der Familie, die Erfahrung des Kindes, steckt in der Überschrift zum ersten Kapitel seiner Biographie: Furchtsam und hungrig.

Seine Angst rührte daher, dass er in seiner Kindheit das Gefühl liebevoller Geborgenheit entbehren musste; er glaubte sich unwillkommen, seinen Eltern eine blosser Last. Die Folgen davon meinte er in seiner Erziehung zu spüren. Sie erschien ihm von Grund aus ungerecht, weil einzig auf die Wahrung der elterlichen Autorität, nicht aber in ebendem Masse auf die Entwicklung des Kindes ausgerichtet. Als Repräsentant einer unbegriffenen Autorität, die unbedingte Unterwerfung verlangte, trat ihm die Familie entgegen. Brechung des kindlichen Willens war ihre Absicht, und indem sie Verstellung und Heuchelei erzwang, verbog sie den Charakter. Niemand wird ohne Erschütterung die Stelle lesen, wo der junge Strindberg von seinem Vater mit Schlägen gezwungen wird, das Bekenntnis einer Verfehlung abzulegen, die er gar nicht begangen hat. Kein Wunder, dass er in seiner Radikalität zu dem Schluss kam, die Erziehung könne nicht Sache der Familie, sondern müsse Sache der Schule sein: die Familie bildete unmündige Söhne und folgsame Untertanen heran, nur der Schule wäre es möglich, selbständige Väter und freie Bürger zu erziehen. Als Erziehungsgemeinschaft jedenfalls erschien ihm die Familie überflüssig, wenn nicht gar schädlich.

Wenn sie darüber hinaus auch als wirtschaftliche Institution versagte, wenn sie ihre Mitglieder hungrig liess, so war die Ursache zwar nicht dem guten oder bösen Willen der Eltern zuzuschreiben; sie lag vielmehr in den veränderten Verhältnissen, die die Familie als wirtschaftliche Einrichtung überrundet hatten. Einzig in ländlichen Verhältnissen, wo sie ihren ursprünglichen Charakter als Produktions- und Konsumtionsgemeinschaft noch bewahrt hatte, wo sie einen beachtlichen Teil ihrer Lebensnotwendigkeiten noch selber herstellte und verbrauchte, unter den Bauern also, hatte sie die wirtschaftliche Bedeutung behalten, die man ihr in der Zeit vor der Industrialisierung allgemein zusprechen konnte. Und in diesen Grenzen hat Strindberg die Familie auch durchaus gelten lassen; hier, bei Bauern und Fischern, war sie noch Naturgegebenheit, vor der er sich beugte, die er verehrte. Nicht zuletzt liegt darin auch sein günstiges Urteil über die schweizerischen Verhältnisse begründet. «Die Leute auf Hemsö», sein Roman aus den Stockholmer Schären, der die Anregung

durch den verehrten Gotthelf nicht verleugnet, schildert die natürliche, bäuerliche Familie in einem Licht, das auch uns vertraut erscheint. Bedeutsamerweise erscheint sie verkörpert in der Gestalt einer mütterlichen Frau, der verwitweten Bäuerin. Ihrer Tüchtigkeit, ihrer Lebensklugheit und ihrem Wohlwollen ist es zu verdanken, wenn der Hof nach dem Tode ihres Mannes nicht verfällt. Vorurteilslos und entschieden stärkt sie selbst gegen die Einwendungen ihres verzogenen Jungen einem fähigen Meisterknecht den Rücken und hilft ihm freundlich über die zahlreichen Fallen, die seine Widersacher ihm stellen. Die Verantwortung, die sie ihn spüren lässt, macht, dass er ganz in seiner Aufgabe aufgeht und so schliesslich die Achtung seiner Mitmenschen gewinnt. Nachdem sie ihn klug durch die Fährnisse dummer Liebeleien geleitet hat, verheiratet sie sich mit ihm und findet so ein, wenn auch kurzes, zweites Glück.

Eine solche Gestalt aber ist in Strindbergs Werk eine seltene Ausnahme; sie zeigt immerhin, wie er sich das richtige, das heisst das natürliche Leben vorstellte. Was aber den Vordergrund seiner Werke einnimmt, das ist gleichsam der negative Abdruck dieses Ideals: die Familie, die ihre natürliche Grundlage, das Band gemeinsamer Arbeit, verloren hat, die Familie in der Stadt also, der die Industrie den grössten Teil ihrer Produktionsaufgabe abgenommen hat und die den kleinen Rest als Koch-, Wasch- und Bügelanstalt, wie er sich verächtlich ausdrückt, unrationell und unwirtschaftlich erledigt. Betrachtet man die Familie einzig unter diesem wirtschaftlichen Gesichtspunkt, dann – aber auch nur dann – muss man Strindberg recht geben, wenn er sie als eine überholte Form des Wirtschaftens hinstellt, die tatsächlich besser durch genossenschaftliche Koch-, Wasch- und Bügelanstalten ersetzt würde; mir scheint sogar, wir hätten in den letzten achtzig Jahren auf dem Wege dahin einige Schritte zurückgelegt.

Was bleibt denn, um den Weiterbestand der Familie im industriellen Zeitalter zu rechtfertigen? In den Augen Strindbergs, der sich in den achtziger Jahren zu einem konsequenten Materialismus bekennt, bliebe nichts mehr. Kein Wort davon, dass die Familie etwas anderes und mehr sein kann als eine Institution des Soziallebens, die man nach ihrer blossen Zweckmässigkeit zu beurteilen berechtigt wäre. Kein Wort davon, dass sie das Gefäss menschlicher, geschweige denn sakramentaler Partnerschaft sein kann, Gestalt der Ehe, in der das Schweifende und Unberechenbare des Gefühls Verlässlichkeit und Dauer gewinnt. Kein Wort von den Gemüts- und Seelenkräften, die sich in dieser Partnerschaft entwickeln und die den erzieherischen und wirtschaftlichen Interessen der blossen sozialen Zweckgemeinschaft unendlich überlegen sind.

Das scheint mir ein erstes Ergebnis unserer Untersuchung, das festgehalten zu werden verdient: Vom Standpunkt des konsequenten Materialismus aus ist die Daseinsberechtigung der Familie nicht einzusehen. Das stellt uns vor ein klares Entweder-Oder, sofern wir uns für die Rettung der Familie einsetzen wollen; denn auch unser Denken ist von Restbeständen des Materialismus zumindest durchsetzt.

Kehren wir zu Strindberg zurück; er ist uns noch eine Antwort schuldig. Die Antwort auf die Frage, warum sich denn die Familie, obwohl sie vom materialistischen Gesichtspunkt aus eine überholte Entwicklungsform des gesellschaftlichen Zusammenlebens darstellt, so zäh am Leben hält. Weil sie, so würde Strindberg antworten,

wenn schon nicht im Interesse aller Partner, so doch im Interesse eines Partners liegt: im Interesse der Frau. Sie erlaubt ihr nämlich, sich dem lästigen Zwang zu entziehen, ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen, indem sie die ganze Last dem Manne als dem gesetzlich zum Unterhalt der Familie verpflichteten Partner überbürdet. Das war in Strindbergs Augen der geheime Kern der Frauenfrage, wie Ibsen sie gesehen hatte. Die Frau hatte sich eines listigen Tricks bedient, um in einer vom Manne geschaffenen Gesellschaftsordnung ihre Herrschaft zu wahren: Sie hatte unter Verzicht auf ihre bürgerlichen, politischen Rechte im Staat sich innerhalb und durch die Familie eine soziale Machtstellung geschaffen, von der aus die Ausbeutung und Versklavung des Mannes möglich war. Von diesem – zugegebenermaßen monomanen und überspitzt formulierten – Gesichtspunkt aus schildert Strindberg Ehe und Familie in dem Novellenzyklus der «Ehegeschichten».

Zweifeln, entlarven, aufdecken – das war die Waffe, mit der Strindberg in seiner fanatischen Wahrheitssuche der Gesellschaftslüge der Familie auf den Leib rücken wollte. Und daher ging er in diesen Novellen noch einen Schritt weiter. Durch den hinterhältigen Verzicht auf die rechtliche Gleichstellung mit dem Manne hatte sich die Frau auf ein Wesen reduziert, das rein noch von seinem Geschlecht her bestimmt war. Ihre Stellung war am leichtesten zu erobern und am sichersten zu wahren, wenn sie sich dem Manne dauernd als lockende Beute seiner Triebhaftigkeit darbot. Die Ehe wurde so gleichsam zu einer legalisierten Form der Prostitution.

Gerade dagegen aber kämpfte die Frauenbewegung der achtziger Jahre, die in Ibsen ihren Vorkämpfer sah.

Es mag unentschieden bleiben, ob Strindberg in diesem Punkt trotz seinen offensichtlichen Übertreibungen und Schiefheiten nicht doch klarer sah, wenn er etwa in der These von der willkürlichen Unterdrückung der Frau durch den Mann eine bequeme Halbwahrheit zu entlarven versuchte; natürlich gilt dieser Einwand ebenso sehr gegen ihn, wenn er aus Widerspruch zu dieser These das genaue Gegenteil zu beweisen sich bemüht. In seinen klarsten Augenblicken aber – und an die wollen wir uns halten – sah er ein, dass das gestörte Verhältnis zwischen Mann und Frau nicht in dem bösen Willen des einen oder des anderen Partners seinen Grund hatte, sondern in den gestörten gesellschaftlichen Verhältnissen, deren Opfer Mann und Frau in gleichem Masse waren. So stellt das Vorwort zu der ersten, 1884 erschienenen Hälfte der «Ehegeschichten» den Sachverhalt mit möglichster Unparteilichkeit dar. Hier stellt er fest, dass Mann und Frau im gleichen Boot sitzen, dass das Streben der Frau nach Befreiung nichts anderes ist als die Unruhe des Mannes, frei zu werden. Darum, so fordert er, sollen sie die gemeinsame Aufgabe als Partner, nicht aber als Feinde anpacken; denn nur so bestehe Aussicht, dass sie ihr gemeinsames Ziel, eine Umgestaltung der bestehenden Verhältnisse, erreichen.

Das Programm, das Strindberg dann unter dem Titel «Frauenrechte» entwirft, scheint mir auch heute noch beachtenswert. Es beginnt mit der Forderung auf gleiche Erziehung für Mädchen und Knaben in für alle gemeinsamen Schulen, die mit einem für alle gleichen staatsbürgerlichen Examen in Lesen Schreiben, Rechnen, Staatskunde und einer lebenden Fremdsprache abschliessen. Es folgt die Forderung auf aktives und passives Wahlrecht, von dem sich Strindberg eine Veränderung der Sitten und eine Milderung der Gesetze verspricht. Die Frau soll ohne Einbusse in

ihren Rechten vom Kriegsdienst befreit sein, da in ihrer Mutterschaft ein Ausgleich zur Dienstpflicht des Mannes liegt. Strindberg schliesst seine Vorschläge mit der Abschaffung der Ehe und deren Ersatz durch eine freie, weder durch Staat noch Kirche garantierte Gemeinschaft zwischen Mann und Frau, die auflösbar bleibt, wenn beide Partner es von Anfang an so bestimmt haben oder sich dahin einigen.

Strindberg macht sich keine Illusionen darüber, dass die Zeit für die Verwirklichung seiner Vorschläge noch nicht reif ist. Für den Augenblick schlägt er vor: die Einführung der Zivilehe, die eine Scheidungsmöglichkeit vorsieht; die obligatorische Gütertrennung zwischen Mann und Frau und als Gegenstück dazu die Verpflichtung der Frau, zum Unterhalt der Familie beizutragen; dabei lässt Strindberg ihr aber die Wahl, ob sie diese Verpflichtung durch Tätigkeit in einem Beruf ausser dem Hause oder aber durch den ganzen Einsatz ihrer Kraft im Hause abgelden will; entscheidet sie sich für den Haushalt, so hat sie einen Anspruch auf ein Einkommen, aus dem sie ihre persönlichen Bedürfnisse bestreiten kann. Diese Vorschläge sind weder utopisch noch grotesk.

V.

Man muss sogar zugeben, dass Strindberg damit seiner eigenen Zeit voraus ist; voraus darum, weil er die Lösung der Frauenfrage nicht einseitig in einem Geltendmachen von Rechten sah, sondern vielmehr die gemeinsame Verpflichtung von Mann und Frau betonte.

Der natürlichen Familie, der Bauernfamilie, hatte er sie abgelauscht, für die eine Frauenfrage nicht existierte! Dort war ja diese geforderte Gleichheit der Erziehung verwirklicht, dort gab es eine Gleichwertigkeit der männlichen und der weiblichen Arbeit, eine Gleichgestimmtheit der Interessen und eine Ebenbürtigkeit im Wirtschaftlichen, und wenn auch der natürliche Unterschied der Geschlechter blieb, so wurde die Schutzbedürftigkeit der Mutter ausgeglichen durch die Achtung des Mannes vor dem Wesen, das ihm seine Kinder geboren hatte. Diese natürlichen Formen auf die Zivilisation, die Ehe in der Grossstadt zu übertragen, das war das Unternehmen, das Strindberg in seiner eigenen Ehe auf sich nahm. Es sollte eine moderne Ehe werden: Gleichheit in Rechten und Pflichten und gegenseitige persönliche und wirtschaftliche Unabhängigkeit. Es war Strindbergs – wenn auch nicht unverschuldete – Tragik, dass dieser Versuch misslang. Nahezu ein Jahrzehnt lang zog sich die allmähliche Zerrüttung der Ehe hin; heftige Zerwürfnisse wechselten mit ebenso glühenden Versöhnungen, endlich 1891 wurde seine erste Ehe geschieden; ein zweiter Versuch endete, wenn auch weniger qualvoll, auf gleiche Weise.

Das persönliche Erlebnis seiner ersten Ehe ist nun insofern für Strindberg entscheidend, als das Bild der Frau als Kameradin, das ihm in den achtziger Jahren als Wunschbild vor Augen stand, buchstäblich in die Brüche ging. Was übrigblieb, war einerseits eine hohe Verehrung für die mütterliche Frau, ein Wunschtraum, der ihn seit seiner liebeleeren Jugend nie mehr verliess. Aber dieses Bild spielt für seine Dichtung eine geringe Rolle, weil er den Glauben an seine Wirklichkeit verlor und ihm folglich auch seine dichterische Gestaltung nicht überzeugend gelang. Was seine Dichtung beherrscht, das ist das Bild, das er in der Wirklichkeit zu erkennen glaubte, das Bild der Frau, die, statt sich für ihren Mann und ihre Kinder zu opfern, sich

drohnenhaft auf dem Dasein ihrer Mitmenschen niederliess und von ihrer Lebenskraft zehrte. Gerade dieser Zerfall des Frauenbildes ins Mütterliche einerseits, ins Vampirhafte andererseits zeigt, dass hier ein enttäuschter Idealist spricht.

Meine Damen! Sie werden sich seit einiger Zeit fragen, was mich veranlasst haben könnte, Ihnen gerade heute, an Ihrem Fest, diese zugegebenermassen wenig erfreulichen und ganz und gar nicht schmeichelhaften Bilder vor Sie hinzustellen. Meine erste Antwort auf Ihre Frage ist: der Zustand unserer modernen Literatur. Ich war, wie ich nach möglichen Gegenständen für diesen Vortrag suchte, nicht wenig überrascht, gerade bei führenden Schriftstellern – ich erinnere nur an Wedekind, Kafka, Musil, Frisch oder aus anderen Sprachen bei Sartre und bei Tennessee Williams – immer und immer wieder auf Grundlinien zu stossen, die bei Strindberg vorgezeichnet sind. Das war für mich eine unerwartete und unliebsame Entdeckung; aber die Tatsache war nun einmal nicht zu übersehen. Es schien mir daher richtiger, das Unbequeme und Unliebsame, statt es zu vertuschen, ausdrücklich zur Sprache zu bringen und zu fragen, warum ein so beachtlicher Teil der modernen Literatur die Frau gleichsam durch die Brille Strindbergs sieht.

Alle diese Schriftsteller kurzerhand zu Frauenhassern zu machen und damit abzutun, das schien mir unerlaubt und selbst im Falle Strindbergs unrichtig und ungerrecht. Zwar könnte einen die Lektüre der Werke aus der zweiten Hälfte der achtziger Jahre dazu verführen; denn da, solange die Wunde noch frisch war, etwa in der Verteidigungsschrift «Die Beichte eines Toren» oder in dem Drama «Der Vater», da erliegt Strindberg der Versuchung des Hasses und schiebt alle Schuld auf den bösen Willen der Frau. Aber die Zeit macht ihn gerechter, wenn das Gesamtbild dadurch auch keineswegs freundlicher wird. Lassen Sie mich das an einem Beispiel verdeutlichen, dem 1900 entstandenen Drama «Totentanz», einem der illusionslosesten Werke Strindbergs. Schon die Wahl des Schauplatzes ist eine grossartige Erfindung: Seit 25 Jahren leben der Hauptmann und seine Frau, Alice, auf einer einsamen Insel, wo der Hauptmann eine unbedeutende Festung kommandiert. Sie sind von der Welt und den Menschen so gut wie abgeschnitten; ihre Kinder haben das elterliche Haus verlassen, die Dienstboten ziehen weg, angeekelt von der vergifteten Atmosphäre. Verwandte und Freunde gibt es nicht. Ein Raum eisiger Einsamkeit, in dem sich nun der Kampf zweier Menschen abspielt, die einander auf Gedeih und Verderb ausgeliefert sind.

Von dem Augenblick an, wo der Vorhang aufgeht, spürt man aus dem leeren, automatenhaften Gerede, dass hier zwei Menschen einander gegenüber sitzen, die sich in 25 gemeinsamen Jahren bis zum Überdruß aneinander müdegelebt haben; sie haben einander nichts mehr zu sagen. Aber unter dieser kalten Asche der Gleichgültigkeit schwelt verborgen eine andere Glut, die Glut erstorbener, in Hass gewandelter Liebe. Der unauslöschliche Hass flammt erneut auf, wie ein neuer Mensch in ihren Kreis tritt, beider Jugendfreund Kurt; ihn gilt es für die eigene Seite zu gewinnen, um so ein endgültiges Übergewicht über den anderen zu bekommen. Dieses gegenseitige Bemühen um den Dritten führt nun zu einer mit unerbittlicher Konsequenz durchgeführten gegenseitigen Entlarvung. Dabei zeigt sich, dass sie eine mittelmässige Schauspielerin war, die den jungen Offizier mit ihrer Schönheit fesselte, um durch die Heirat einen gesellschaftlichen Rückhalt zu bekommen. Doch in dieser Hoffnung

ist sie enttäuscht worden: der Hauptmann entpuppt sich als ein leerer Bluffer: wegen seiner Unbrauchbarkeit hat man ihn auf ein totes Geleise abgeschoben, auf die unbedeutende Festung, wo er allmählich im Trunk verkommt. Enttäuscht, fühlen beide sich bei herannahendem Alter um ihr Leben betrogen; und da ihr Stolz ihnen nicht zugibt, die Schuld bei sich selbst zu suchen, verfolgen sie jeder den anderen mit ihrem Hass als den an ihrem Unglück Schuldigen. Der Hass geht so weit, dass beide einander nach dem Leben trachten. Kurt, obwohl er in der Auseinandersetzung nicht Partei nehmen will, gerät zwischen beide Feuer. Anfänglich steht er mehr auf seiten der Frau, weil ihm der Hauptmann in seiner Selbstgerechtigkeit zuwider ist; sein aufkeimendes Mitleid wandelt sich in Zuneigung, wie der Hauptmann in sich überschlagendem Hass, um seine Frau zu treffen, ihr mit Enterbung und Scheidung droht. Sie weiss nicht, dass dies die unverwirklichbare Drohung eines Todkranken ist, aber es gelingt ihr, Kurts Zuneigung in eine unwiderstehliche sinnliche Begier zu verwandeln; und mit dieser Gewissheit ihrer sinnlichen Anziehungskraft tritt sie vor ihren Mann hin, um ihn mit dem Geständnis, dass Kurt ihr Geliebter sei, tödlich zu treffen. Wie er in einer Herzkrise zusammenbricht, jubelt sie über seinen vermeintlichen Tod. Wie Kurt sich so als blosses Mittel missbraucht sieht, flieht er entsetzt von der Insel. Die beiden Zurückgelassenen sind wie zu Anfang wieder auf sich allein angewiesen; es bleibt unentschieden, ob ihre gegenseitige Quälerei wie seit je weitergeht oder ob der Hauptmann, vom Hauch des Todes gestreift, resigniert.

Hier sind die Schatten von einem gewandelten Strindberg gerechter verteilt. Zweimal wird Kurt in diesem Stück die Frage gestellt, wer Recht, wer Schuld habe. Frau Alice antwortet er zu Anfang des Stückes auf die Frage «Wer hat die Schuld?»: «Alice! Im gleichen Augenblick, wo du aufhörst zu fragen, wer die Schuld hat, wirst du eine Erleichterung fühlen. Versuche, es als ein Faktum hinzunehmen, als eine Prüfung, die man bestehen muss.» Und sie fällt ihm ins Wort: «Das kann ich nicht. Das ist zuviel!» Und wenn ihn der Hauptmann am Ende fragt, wem er Recht geben würde, so antwortet er: «Keinem! Aber euch beiden mein unendliches Mitleid.» Was heisst das? So viel, dass die Frage nach der Schuld des anderen ein Vorwand der Rache ist, die sich in das Gewand der Gerechtigkeit kleiden möchte, um ihren Hass zu verstecken, den Hass, der aus der unterlassenen Frage nach der eigenen Schuld quillt. Die eigene Schuld zu ergreifen, dazu sind die Menschen in ihrer Überheblichkeit zu schwach. Schuld wird ihnen nur offenbar, indem sie in Gestalt unpersonlicher Verhältnisse ihr Leben vergiftet. Eine Form dieser Vergiftung ist die sinnlos gewordene Ehe, in der, nachdem ihre geistige Grundlage zerbröckelt ist, der nackte Kampf der Geschlechter rückhaltlos tobt.

«Was ist der Sinn dieses Durcheinanders?» fragt der Hauptmann Kurt. Und der antwortet: «In meinen besseren Augenblicken habe ich geglaubt, dies gerade wäre der Sinn, dass wir den Sinn nicht erfahren dürfen und uns doch beugen...» Und wie der Hauptmann einwendet: «Ohne einen festen Punkt ausser mir kann ich mich nicht beugen. Ich habe ihn gesucht, und ... ich habe ihn nicht gefunden», entgegnet Kurt: «Dann hast du falsch gerechnet.»

Der Sinn dieser Sätze ist eindeutig: Das Ergreifen der Schuld ist nur als eine Entscheidung im Religiösen noch möglich; nur vor dem festen Punkt ausserhalb seiner selbst, nicht vor seinesgleichen, ist der Mensch bereit, sich zu beugen. Aber diesen

Punkt hat er verloren. Die Vergiftung seiner Lebensverhältnisse birgt die Hoffnung, dass er die Suche nach ihm nicht vorzeitig abbricht. «Vielleicht sollten sie einander zur Erlösung hinquälen», sagt Strindberg von den Menschen seiner Dramen; seine Werke verfolgen, indem sie das Schreckbild des verfehlten Lebens in seinem ganzen Widersinn vor uns hinstellen, wohl das gleiche Ziel.

VI.

Soviel zu Strindberg. Vielleicht ist Ihnen dieses Soviel als ein Zuviel erschienen. Aber ich meinte, diesem Manne, der wie kein zweiter in seiner Zeit nach Gerechtigkeit und Wahrheit durstig war, soviel Platz einräumen zu müssen, weil in dem, was er zwischen 1880 und 1910 durchlitten hat, das vorweggenommen ist, was uns heute als Wandlung der Frau erkennbar wird. In der Höllenfahrt seiner Werke ist die Veränderung vorausgeahnt, die die Katastrophen unseres Jahrhunderts in das Bildnis der Frau eingezeichnet haben. Darum ist die zeitgenössische Literatur auch nicht über die Negativbilder des Heils, die uns zur Erlösung hinquälen sollen, hinausgekommen. Wir stehen auf dem von ihm erreichten Punkt und sehen nicht weiter. Lassen Sie mich das verdeutlichen mit einem Gedanken, den ich einem Aufsatz von Margarete Susmann verdanke. Vom Strindbergschen Standpunkt aus, von dem ich Ihnen gesagt habe, dass er unser heutiger sei, erscheint die Frauenbewegung des Nora-Typus als vergleichsweise naiv, ahnungslos. Die Forderung, als Gleichberechtigte an der Welt des Mannes teilzuhaben, konnte nur so lange eine Berechtigung haben, als diese Welt noch unerschüttert war. Strindberg war einer der ersten, die spürten, dass diese Voraussetzung nicht mehr stimmte; und uns ist heute deutlich, dass es die Welt des Mannes, an der teilzuhaben wäre, nicht mehr gibt; sie ist in den Erschütterungen unseres Jahrhunderts, von denen die Kriege das sichtbarste Zeichen sind, zerbrochen. Ironischerweise sind inzwischen Ibsens Forderungen, Strindbergs Forderungen von 1884 im Grundsätzlichen erfüllt; aber – und das war die Ahnung des späten Strindberg – sie haben das Wesen der Frau nicht gerettet; mehr noch – sie haben die Frau durch ihre Teilhaberschaft an der Welt des Mannes in die Verantwortlichkeit für die Zerstörung der Welt hineingezogen. Und damit ist auch ihr Reich, das früher als unberührt und unberührbar gelten konnte, in den Wirbel hineingeraten. Nichts ist mehr unverletzt: nicht Liebe, nicht Ehe, nicht Familie, nicht Heim. «Die Menschen können einem leidtun», so fasst in Strindbergs «Traumspiel» der Engel sein Urteil über das Schicksal der Menschen zusammen; der Satz passt wie kein zweiter unter das verdunkelte Bild von Mann und Frau in unserer Zeit.

Es bleibt die Frage, wie wir unter diesen Umständen leben können, leben sollen. Die Antwort möchte ich Ihnen mit einem Gedicht von Erika Burkart geben, der Lyrikerin, die in unserem Kanton wohnt. «Phönix» ist sein Titel, der Name des sagenhaften Vogels, der sich ins Feuer stürzt und verwandelt und verjüngt aus den Flammen aufersteht. Es lautet:

Schön ist es, in den Wind zu reden,
Er trägt meine Stimme von Pol zu Pol.
Ich schäme mich nicht,
treuer und stärker zu lieben als du.



**Moderner
Frischer
Besser**

«**MERKUR**» Espresso vacuum packed
der einzige Röstkaffee in Portionsbeuteln, fein gemahlen für die Filterzubereitung von ½ l herrlichen «Merkur»-Kaffee

Rote Packung café noir
Gelbe Packung café ristretto
Blaue Packung coffeinfrei

Packung à 8 Beutel **Fr. 3.60** mit
5 % Rabatt

„MERKUR“

vorzüglich + vorteilhaft

Erholungsheim Sonnenhalde Waldstatt

Appenzell A.-Rh.

bletet Müttern mit oder ohne Kinder sowie Töchtern Erholung zu bescheidenen Preisen. Separates Kinderhaus. Zentralheizung, fließendes Wasser. Von den schweiz. Krankenkassen anerkannt.

Geöffnet von Mitte März bis November

**Nähere Auskunft erteilt gerne die
Heimleitung** Telephon (071) 5 20 53

Tausend-Scherben-Künstler K. F. Girtanner, Brunngasse 56, Bern

Telefon (031) 2 82 14

Atelier für zerbrochene Gegenstände (ohne Glas)
Auch Puppenreparatur



Die Alkoholfreien Gaststätten unserer Sektionen

empfehlen sich allen Mitgliedern für

Ausflüge - Zusammenkünfte - Sitzungen - Aufenthalte - Mahlzeiten

BADEN:	Restaurant Sonnenblick (wegen Umbaus geschlossen)
BURGDORF:	Restaurant Zähringer , Rütchelengasse, Tel. (034) 2 35 64
LANGNAU i. E.:	Alkoholfr. Rest. z. alten Amthaus , Bernstr. 10, Tel. (035) 2 19 65
LUZERN:	Alkoholfr. Hotel-Rest. Krone (wegen Umbaus geschlossen) Alkoholfr. Hotel-Rest. Waldstätterhof , Zentralstr. 4, Tel. (041) 29166
RAPPERSWIL:	Alkoholfr. Restaurant Volksheim , Tel. (055) 2 17 98, 2 16 67
ROMANSHORN:	Alkoholfr. Volksheim Schloss , Schlossberg, Tel. (071) 6 30 27
ST. GALLEN:	Alkoholfr. Restaurant Habsburg , Burggraben 6, Tel. (071) 22 20 28
SOLOTHURN:	Alkoholfr. Gasthaus Hirschen , Hauptgasse 5, Tel. (065) 2 28 64
STEFFISBURG:	Alkoholfr. Hotel-Rest. z. Post , Höchhausweg 4, Tel. (033) 2 96 16
THUN:	Alkoholfr. Hotel-Rest. Bären , Marktgasse 7, Tel. (033) 2 59 03 Alkoholfr. Hotel-Rest. Thunerstube , Bälliz 54, Tel. (033) 2 99 52
Sommerbetriebe:	Alkoholfr. Restaurant Schloss Schadau , Tel. (033) 2 25 00 Alkoholfr. Strandbad-Restaurant , Tel. (033) 2 37 74

Alle Flammen kehren zurück
in das Feuer, dem sie entsprungen sind:
Glut, die ich hüte und horte,
Fackel und Scheiterhaufen zugleich.
Schön ist es, in die Asche zu sehn,
der du als Vogel entsteigst.

Das Gedicht beginnt mit einem Paradox: Wer in den Wind redet, redet scheinbar vergeblich; er hat keinen Partner, der ihm zuhört, keine Stimme, die ihm antwortet. Er redet ins Leere, ins Leere einer zerstörten Welt, in der das Gegenüber nicht mehr zu erkennen ist. Dennoch ist ein solches Reden schön, denn der Wind nimmt die Stimme auf und trägt sie von Pol zu Pol, in das Ganze der Welt, nachdem der Eine, Vereinzelte untergegangen ist.

Der Vergeblichkeit der Rede entspricht die Vergeblichkeit der Liebe. Sie macht sich nicht abhängig von Gegenliebe, sie stellt keine Forderung, sie rechnet nicht; sie verschenkt sich aus der Überzeugung heraus, dass die Gabe den Geber reicher macht, dass die Flamme die Glut mehrt, der sie entstammt.

Diese Glut nun ist Fackel und Scheiterhaufen zugleich. Scheiterhaufen: der sich verzehrt, wie der Schenkende nichts für sich behält, sich rückhaltlos aufgibt, hingibt, damit er zur Fackel wird, zum Leuchtenden, das das Dunkel der Nacht unserer Zeit erhellt. So wird der Scheiterhaufen zu Asche, indem er sich verzehrt. Aber diese Selbstaufgabe mündet nicht in einem Nichts. Auf den Tod folgt die Auferstehung, aus der Asche steigt der Vogel Phönix, ein grösseres Du, als es der einzelne menschliche Partner sein kann, der feste Punkt, vor dem der Mensch bereit ist, sich zu beugen.

Meine Damen!

Wir wollen unsere Herzen grösser und unsere Gewissen tiefer machen, damit unsere Solidarität und unsere Verantwortung wächst, damit unsere Ehen mehr sind als eine Beziehung der Geschlechter und unsere Familien mehr als eine Interessengemeinschaft von Blutsverwandten, nämlich Stätten zur Einübung grösserer Mitmenschlichkeit. Vielleicht verwandelt sich dann auch Strindbergs «kleine Hölle», die Totentanzinsel, in eine neue Welt. Das Dasein der Frau, in deren Wesen anders als beim Mann Sorge und Verantwortung für anderes Leben bis ins Körperliche eingesenkt ist, gibt dieser Hoffnung eine Stütze.

Mitteilungen der Sektion Bern

Mittwoch, 4. September: Besuch der Porzellanfabrik Langenthal. Tee und Besichtigung des Gasthofes zum «Kreuz» in Herzogenbuchsee. Abfahrt mit Autocars Transitpost um 13 Uhr, bei jeder Witterung. Schriftliche Anmeldung bis spätestens 28. August an Frau M. Marti, Bernastrasse 65.

Wir hoffen auf zahlreiche Beteiligung

Der Vorstand



Zum Gedenken an
Dr. Ida Somazzi
1882-1963

Dr. Ida Somazzi überbringt dem Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein an der 75. Jahresversammlung 1963 die Glückwünsche von «Frau und Demokratie».

Mit dem zu Ende gehenden Monat Juli ist in Bern die auch in unsern Reihen verehrte Ehrenpräsidentin von «Frau und Demokratie», Dr. phil. Ida Somazzi, aus diesem Leben abberufen worden. Damit ist ein Leben erloschen, das sich mit voller Erfüllung bis in die letzten Wochen hinein in reichem Masse verschenken durfte in all den Fragen, in denen es um Gerechtigkeit und Hilfe in weit ausblickender Weise ging. Tessinerin, aber in Bern geboren, schon jung als Sekundarlehrerin und später am städtischen Lehrerinnenseminar wirkend, wusste sie mit dem ihr eigenen, nie versagenden und sich auf den Mitmenschen übertragenden Schwung, Generationen heranwachsender Lehrerinnen nicht nur für ihren Beruf, aber auch für eine umfassende ethische Lebensauffassung zu begeistern. In ungebrochener Kraft verliess sie vor 15 Jahren das Lehramt, um, als sie auch das Präsidium der Sektion Erziehung der Schweizerischen Unesco-Kommission abgegeben hatte, sich voll und ganz dem überparteilichen Frauenforum von «Frau und Demokratie» zu widmen. Gerade in Zeiten wirtschaftlichen Wohlstandes wird ein Aufruf zur Besinnung und Betätigung im demokratischen Sinn nicht überall willig und sofort aufgenommen. Und doch ist es gerade dann am nötigsten, sich an das Wort zu erinnern, das will, dass man das Ererbte erwerben soll, um es zu besitzen. Auch hier wusste Ida Somazzi mit der ihr eigenen überzeugenden Eindringlichkeit durchzudringen und zum Bewusstsein zu bringen, was zu übergehen oft bequemer wäre. Die Arbeitstagungen von «Frau und Demokratie» werden immer in Verbindung mit dem Namen der Verstorbenen in der Erinnerung weiterleben.

An unserer diesjährigen Jubiläumsversammlung sprach sie in spontaner und herzlicher Weise zu uns, begrüsst von einem warmen Strom herzlicher Zuneigung. Es sollte ihr letztes öffentliches Auftreten sein, und wir alle wollen dankbar diese lebendige Erinnerung in uns weiterpflegen. Ida Somazzi war den Frauen des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins herzlich zugetan; ihre Zuneigung ehrt und verpflichtet uns, und wir verneigen uns in dankbarer Trauer vor der reichen Ernte dieses langen Lebens.

M. Humbert



Gunten Hotel Eden-Elisabeth

Thunersee 033 735 12 Restaurant-Tea-Room

Besonders milde Lage für Erholungskuren
 Auf Wunsch Diät
 Eigenes Seebad, Liegewiese
 Gediegene Räume für Familienfeste und Tagungen
 Restaurationsterrasse mit schönstem Rundblick
 über See und Berner Alpen
 Spezialitäten

Das ganze Jahr offen
 Mit höflicher Empfehlung

Familie R. Zimmermann-Ammann, Küchenchef

Ganz vorzüglich

schmeckt

NEUROCA

Getreide- und Fruchtkaffee

Ein Teelöffel «NEUROCA» in die Tasse, heißes Wasser darüber, und ein aromatisches und gesundes Kaffee-Getränk ist fertig. «NEUROCA» regt nicht auf und ist auch für die Kinder zu empfehlen. Ergibt herrliche Mokka-Frappés und Mokka-Cremen

Büchse zu 30 Tassen Fr. 1.30
 Büchse zu 80 Tassen Fr. 3.—
 Büchse zu 160 Tassen Fr. 5.50

Bezugsquellennachweis:



Phag-Nährmittel, Gland

KURHAUS Bad Pfäfers



Erfolgreiche **Behandlung**
 gegen **Rheuma**
Zirkulationsstörungen
Lähmungen
Unfallfolgen
Erschöpfungszustände

Prospekte und Auskunft durch
 Dir. O. Lenz Tel. (085) 9 12 60
 Leitender Arzt: Dr. med. W. Zinn

VORBEUGEN UND HEILEN

Besichtigen Sie unsern Stand an der O.H.A.

Das Vertrauenshaus
 für Ihre Pelze

Fellservice
 für
 Schneiderinnen

Massatelier



Inhaberin: **Frau B. Bangerter-Knabenhans**
 Thun, obere Hauptgasse 39, Tel. (033) 2 4782

Nerze in grosser
 Auswahl
 Verlangen Sie
 Auswahlendung

Umänderungen
 aus alten
 Mänteln, Jacken und
 Paletots

Übersömmerung
 und
 Reinigung



Soldatenmütter suchen Mitarbeiterinnen in Soldatenstuben

Interessieren Sie sich für diesen schönen und notwendigen Heimatdienst?
Dann melden Sie sich bitte telefonisch oder schriftlich beim Schweizer Verband Volksdienst – Soldatenwohl,
Neumünsterallee 1
Zürich 32
Telefon 051 24 17 40

in landschaftlich schönsten Lagen in den Kantonen Graubünden, Tessin, Bern, Luzern, Aargau. Töchter, die gerne backen, werden bevorzugt.
Zeitgemässe Löhne, geregelte Arbeitszeit, Möglichkeit der Versetzung in andere Wohlfahrtsbetriebe.

COMPOSTO



Dieses bewährte Mittel verwandelt Gartenabfälle, Laub und Torf rasch in ein ausgezeichnetes Humusmaterial. Composto Lonza dient den Rottebakterien, welche die Abfälle zersetzen, als Nahrung; es neutralisiert die entstehenden Säuren und fördert die Bindung von gutem Dauerhumus mit krümelnden Eigenschaften.

Abfälle- und Laubkompost

Jede Schicht von etwa 10 cm sofort nach dem Ausbreiten mit ca. 200 g Composto Lonza (ca. 1/2 Konservendose) pro Quadratmeter überpudern. Trockene Abfälle werden vorher angefeuchtet. Kleine Zugaben von Torf erhöhen Gehalt und Wert des Kompostes.

Torfkompost

1 Ballen Torf zerkleinern, gut wässern und 5 kg Composto Lonza nebst 1/2 Karrette alten Kompostes oder Gartenerde zur Impfung mit Kleinlebewesen beimischen. Torfkompost, ein vorzüglicher und zudem preiswerter Humusspender, ist nach 1–2 Monaten gebrauchsfertig.

Lonza AG Basel

LONZA